

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 57 (1978)
Heft: 2

Artikel: Charlie Chaplin und die Politik
Autor: Brügel, J.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-347517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Charlie Chaplin und die Politik

Nicht um Zusätze zum Biographischen, nicht um weitere Lobsprüche kann es gehen, aber ein Versuch mag sich lohnen, die in allen Nachrufen erwähnte, aber soweit sichtbar nirgends zusammenfassend behandelte Problematik der Haltung von Charlie Chaplin zur Politik im allgemeinen und zum Kommunismus im besonderen nachzugehen.

Wie alle Menschen war auch Chaplin das Produkt der Verhältnisse, denen er entstammte, und die grausam-harte Jugend des Londoner Proletarierskindes, das in Waisenhäusern aufzuwachsen und schon als Kind zu verdienen gezwungen war, haben sein Wesen bleibend mitbestimmt. Sein Leben lang war er der Anwalt der «kleinen Leute», der vom Schicksal ins Dunkel Gestossenen, der um die menschlichen Grundrechte Betrogenen, und er hat für ihre Sache mit den Mitteln einer künstlerischen Satire gefochten, die jeder verstehen musste. Aus seiner grossartigen Fähigkeit, alles, was er sagen wollte, durch Mimik auszudrücken, erklärt sich auch sein lang anhaltender Widerstand gegen den Tonfilm, dessen Gesetzen er sich nur zögernd, zuerst im «Grossen Diktator» (1940), unterwarf. Den Franzosen war er unter dem Namen «Charlot» vertraut, im englischen Sprachkreis hiess er «Charlie», in anderen Carlos, Carlino, Carlitos, Karlischen. Aber die ganze Welt liebte die gleiche Figur, den in einem schlecht sitzenden Anzug und komischen Schuhen, mit einem steifen Hut am Kopf und ein Spazierstöckchen schwingend, dahinwatschelnden Vagabunden, den kleinen David, der jeden Goliath zum Schluss überwindet. Das Leben ungezählter, unzählbarer Millionen von Menschen hat Chaplin, dem sie befreiendes Lachen verdanken, bereichert, und den Opfern einer ungerechten Gesellschaftsordnung unter ihnen hat er durch sein Vorbild des «Sich-nicht-unterkriegen-Lassens» den Rücken gestärkt. Aber der in fast unfassbarer Vielseitigkeit die Sujets seiner Filme selbst schreibende, ihre Musik selbst bestimmende, selbst die Regie führende Komiker, Sänger und Tänzer Charlie Chaplin hat es immer abgelehnt, einer politischen Richtung zugezählt zu werden. Für die Politik mit ihren oft verdammt notwendigen Notwendigkeiten ging ihm das Verständnis ab – wer von uns, die wir nur politisch zu denken vermögen, sollte darum geringer von ihm denken?

Die rote Fahne als Symbol

Freilich, ein Leben ohne Politik, ohne Bedachtnahme auf sie, kann auch ein artistischer Genius nicht führen, sosehr er darauf bedacht sein mag, immer seine eigenen Wege zu gehen. In «Modern Times» (1936), der grimmigen Verspottung der Seelen zerstörenden Monotonie des modernen kapitalistischen Maschinenzeitalters, hebt der Held, nichts ahnend, eine von einem Lastauto heruntergefallene rote Fahne auf und ist sofort

darauf ganz automatisch an der Spitze einer riesigen Arbeiterdemonstration – hier wird symbolisch angedeutet, wie Chaplin, ohne es erst zu wollen oder auch nur zu wissen, schliesslich dem Kampf der arbeitenden Menschen um eine bessere Welt voranmarschiert. In Amerika, wo Chaplin seit 1914 lebte, machte sich ein Mensch, von dem eine solche Kampfansage an den alleinseligmachenden Kapitalismus kam, als «gefährlicher Bolschewik» verdächtig, um so mehr, als den Spiessern des Landes, die es mit der eigenen Moral gar nicht so genau nehmen, sein Privatleben nicht gefällt und sie sogar aus der Tatsache, dass er nie seine britische mit der amerikanischen Staatsbürgerschaft vertauscht hat, eine Anklage schmieden zu können hoffte.

Ein neues «Verbrechen» Chaplins war, dass er 1940, als die USA noch, zumindest der Form nach, zu den Neutralen gehörte, den Film «Der grosse Diktator» herausbrachte, in dem er – Hitler und Mussolini karikierend – den Diktator Hynkel und zugleich dessen Gegenspieler, einen kleinen jüdischen Coiffeur, verkörperte. Man hat eingewendet, dass ein satirischer Film eine der Erscheinung der die Freiheit abwürgenden Diktatoren nicht angemessene Waffe sei, aber es war eben die Chaplinsche, seinem inneren Drang entgegenkommende Form der Auseinandersetzung mit dem damals gefährlichsten Übel. Seine amerikanischen Gegner haben den Anlass allerdings mehr dazu benützt, Chaplin als «Kriegshetzer» zu vernadern; kommunistische Tendenzen konnten sie ihm zur Zeit des Stalin-Hitler-Paktes nicht nachsagen. Mag «Der grosse Diktator» auch nicht Chaplins reifstes Werk sein, die grandiose Szene, in der der Diktator mit der Weltkugel Fussball spielt, bis sie als leere Hülse zusammenknickt, wird niemand vergessen, der sie je gesehen hat.

Die zweite Front

Dem Kampf gegen die Diktatoren, in den der Film ausklingt, folgte nach dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten eine aktive Beteiligung Chaplins an der Propaganda zur Eröffnung einer «zweiten Front», die erst 1944 aufgerichtet werden konnte und dem Dritten Reich den Todesstoss gegeben hat. Diese Propaganda folgte fraglos Anweisungen aus dem Kreml und ging den beiden Westmächten gegen den Strich, da sie ihre strategischen Schwierigkeiten nicht vor aller Welt ausbreiten konnten. Aber sie lag objektiv im Interesse des Sieges über Hitler und Mussolini, und Chaplin deshalb als kommunistischen Agitator zu vernadern, war kompletter Unsinn.

Doch die richtige Hexenjagd gegen Chaplin setzte erst nach dem Krieg, aber noch vor den durch den Namen des Senators McCarthy gekennzeichneten Periode ein. Im Juni 1947 verlangte ein Demokrat aus den Südstaaten (die waren damals die reaktionärsten) namens John Ruskin im Repräsentantenhaus die Deportierung Chaplins, der durch sein Privatleben und sein Werk die Moral in den USA untergrabe. Im Oktober des

gleichen Jahres nahm sich die «Kommission für unamerikanische Betätigungen» des Parlaments in ihrer Weise des Falles Chaplin an. Ungleich Bert Brecht, der dieser fragwürdigen Instanz gegenüber keinen «Mannesmut vor Königsthronen» bewies und eine tatsächlich bestehende Beziehung zur kommunistischen Bewegung, soweit er sie nicht abzuleugnen vermochte, verharmloste, konnte Chaplin wahrheitsgemäss in einer telegraphischen Ablehnung des Erscheinens sagen: «Ich bin kein Kommunist und habe in meinem ganzen Leben keiner politischen Partei oder Organisation angehört. Ich bin, was Sie einen Friedensapostel (active partisan of peace) nennen mögen. Ich hoffe, dass Sie das nicht beleidigen wird.»

In seinen (1964 erschienenen) Memoiren sagt Chaplin: «Mein ungeheures Verbrechen war und ist immer noch, dass ich ein Nonkonformist bin. Obwohl ich kein Kommunist bin, habe ich es abgelehnt, mich dadurch, dass ich sie hassen würde, in die Reihen zu stellen.» Das ist unbestreitbar richtig, aber zwischen auch nur ideeller Zugehörigkeit zu einer Bewegung und aktiver Feindschaft gegen sie gibt es noch einen Mittelweg, den Chaplin auch nicht beschritten hat. Im November 1947 hat er in einem Aufruf an Picasso die Hilfe der französischen Intellektuellen gegen die Deportierung des deutschen Kommunisten Hanns Eisler, eines Komponisten, aus den Vereinigten Staaten angerufen. Das war ebensowenig ein Verbrechen wie eine gewisse Unterstützung, die er Trumans den Stalinismus verniedlichendem Gegenkandidaten Henry A. Wallace lieh, aber es hat 1947 gewichtigere Kausen gegeben, die einen Ruf nach Solidarität gerechtfertigt hätten.

Vom lästigen Ausländer zum hochwillkommenen Gast

Die Hexenjäger verlangten nun noch energischer die Deportierung des «lästigen Ausländers» Chaplin, dem dabei auch noch unmoralischer Lebenswandel, Steuerschulden und feiges Verhalten in zwei Weltkriegen vorgeworfen wurde. Gereizt reagierte Chaplin im April 1949 mit der Unterschrift unter einen Aufruf des (getarnt-kommunistischen) «Weltfriedenskongresses». Das mag unklug gewesen sein, aber das gleiche haben damals viele Leute getan, die es noch weiter zum Kommunismus hatten als er. Knapp nachdem die Präsidentschaft vom Demokraten Truman an den Republikaner Eisenhower übergegangen war, hat das Staatsdepartement dem mit seiner Familie auf einer Europareise befindlichen Chaplin das Recht auf Rückkehr nach den Vereinigten Staaten genommen. Dieser einer Demokratie unwürdige Akt der Intoleranz, den heute kaum jemand verteidigen würde, wurde von Chaplin mit Bitterkeit aufgenommen, die sich in dem Film «Ein König in New York» (1957) entlud, der voll des Hohns über das reaktionäre Amerika war. Seither hat Chaplin in der Schweiz gelebt, in der er auch gestorben ist.

Es hat 20 Jahre gebraucht, ehe in den Vereinigten Staaten die Kräfte die Oberhand gewannen, die sich der Landesverweisung Chaplins schäm-

ten und einen Akt der Wiedergutmachung erzwangen. Bei der triumphalen Rückkehr in die USA (1972) hatte Chaplin alle Bitterkeit abgestreift, doch man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass er eben «nicht mehr der Alte» und nicht mehr in der Lage war, mit der Verschmitztheit von einst zu reagieren. 1975 wurde er von Königin Elisabeth geadelt (seit-her hiess er Sir Charles Chaplin) und kam zur Entgegennahme des Diploms nach London. Seine britischen Verehrer erlitten einen Schock, als sie am Fernsehschirm einen müden Greis erblickten, der im Rollstuhl über den Flugplatz geführt wurde und der auf die fragenden und witzige Antworten erwartenden Reporter nur mit einem «Yes, Yes» zu reagieren vermochte. Auf die Dauer lässt sich der Natur auch von einem Genie kein Schnippchen schlagen . . .

Aber um die Unsterblichkeit brauchte Chaplin schon in jüngeren Jahren nicht bange zu sein. Auf ihn könnten die Worte gemünzt sein, die Goethe 1809 zu Ehren Friedrich von Schillers geschrieben hat:

«Er glänzt uns vor, wie ei'm Komet entschwindend,
unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.»